

Eine Wette.

Die Beichte eines Schimpansin. Von Karl Kraus.

Es ist einige Jahre her. Ich war gerade in den geheimen Polizeidienst eingetreten, hatte aber so viel Geschicklichkeit gezeigt, daß ich bald zum Inspektor des Kensington Districts ernannt wurde.

Wir plauderten, lachten und tranken zusammen, und es war durchaus nichts Außergewöhnliches, als der alte Benjamin Briggs mich eines Nachmittags auf dem Verdeck des Kensington Omnibusses traf und mir vertraulich die Hand schüttelte.

„Na, was thun Sie denn jetzt, Benjamin?“ fragte ich.

„Nachdem er mich um Tabak gebeten hatte, seine Pfeife zu stopfen, sagte er: „Nichts.“ Ich warte auf „Arbeit.“

„Ach, Sie denken wohl, ich könnte ganz ruhig sein und einen kleinen Abschied nach Paris machen, oder so“, meinte ich scherzend.

„Meinetwegen. Sie sollen mir nicht so leicht in die Quere kommen“, meinte er. „Na, übrigens, ich will es Ihnen nur gleich sagen, in ein paar Tagen gehe ich zum Bankier Schönwetter; wollen wir um 10 Pfund wetten, daß Sie mich nicht kriegen?“

Das Anerbieten war erstaunlich unverschämmt. Bankier Schönwetter war, wie ich wußte, mit seiner Familie in Deutschland, und wir hatten den Auftrag bekommen, sein Haus kurz zu be- wachen.

„Hören Sie mal, Benjamin“, sagte ich, „ich nehme die Wette an, und was mehr ist, ich bin sogar willens, zu bezahlen, wenn ich verliere.“

Wir tranken ein Glaschen in der nächsten Kneipe und dann trennten wir uns.

Mein College Jackson, mit dem ich die Sache besprach, sagte: „Bak auf, die haben es gar nicht auf Schönwetter's Haus abgesehen, die wollen irgendwo in der Nachbarhaft einbrechen. Wir müssen die Augen offen halten.“

„Mathematisch“, sagte ich, und begab mich nach Schönwetter's Haus. Es war ein herrliches Gebäude und wurde sorgfältig bewacht. Ein Bedienter war als Wächter zurückgelassen. Ich benutzte die Gelegenheit, mit ihm zu plaudern, und trug ihm auf, wachsam zu sein, da für eine der folgenden Nächte ein Einbruch geplant sei. Er lachte verächtlich bei diesem Gedanken.

„Wir sind ja eingeschlossen wie im Gefängnis“, sagte er, „da können Sie ganz ruhig sein.“

Aber ich kannte Benjamin und nahm mir deshalb vor, Schönwetter's Haus selbst diese Woche hindurch allnächtlich zu bewachen und außerdem zwei feste Wachen bei mir zu haben. Diesem Plane folgend, bewachte ich das Haus fünf eifrige Januarnächte hintereinander. Nichts ereignete sich.

In der sechsten Nacht, als ich mich gerade zum Gehen anschickte, wurde unter ganzem Bureau plötzlich durch das Erscheinen des Herrn Schönwetter in eigener Person in Erfahrung gesetzt. Er war ein schlanker, elegant aussehender Herr mit seinen aristokratischen Manieren.

„Es thut mir leid, daß ich Sie zu dieser späten Stunde stören muß“, sagte er, „aber ich bin beunruhigt durch eine Mitteilung meines Dieners Wilhelm, der einen nächtlichen Einbruch be- stätigt.“

„Er hat seltsame Männer in der Nähe des Hauses auf- und abgehen sehen während der letzten vier Tage; gefahren hat ein Mann in einer Soldatenuniform ein Gespräch mit Wilhelm anknüpfen wollen. Er hat mir natürlich sogleich telegraphirt, und ich habe meine Frau und Kinder in Dover gelassen und bin jetzt herüber gekommen.“

Ich sagte ihm, daß er gut daran gethan hätte, und daß ich aus seinen Bemerkungen schloß, Wilhelm erwartete in dieser oder der folgenden Nacht einen Einbruch. „Ich werde zusammen mit Ihnen wachen“, sagte ich. „Zwei gute bewaffnete Männer werden genügen.“

„Ganz recht“, meinte Herr Schönwetter. „Ich habe meinen französischen Kammerdiener bei mir, sodas wir im Ganzen fünf sind. Wilhelm habe ich nach Dover geschickt, damit er für das Gepäck sorgt und meiner Frau behilflich ist. Wenn Sie sogleich mit mir kommen könnten, würde es noch um so sicherer sein.“

Augenblicklich war keine Minute zu verlieren. Ich rief zwei vertrauenswürdigste Leute, ließ die Revolver laden und gab Befehl, die betreffende Straße im Auge zu behalten. Dann machten wir uns auf den Weg, und als wir in dem Hause des Bankiers ankamen, sahen wir, daß im Speisezimmer der Abendstich gedekt war und daß in der Küche Licht brannte.

„Das Haus ist zu hell“, sagte ich; aber der Bankier meinte:

„Wir können ja die Jalouise schließen. Uebrigens ist es noch ein wenig früh für Einbrecher.“

Das war wiederum wahr. Wir schlossen alle Vorhänge und Fenster- laden, sodas kein Lichtschein nach außen drang.

Herr Schönwetter lud uns ein, mit ihm zur Nacht zu essen, und wir folgten

gern. Das Mahl war von dem fran- zösischen Kammerdiener außerordentlich gut zubereitet worden. Der letztere be- diente uns auch, respektvoll und schmei- gend.

Nach dem Essen setzten wir uns ge- mächlich auf einen der Treppenaufgänge, von dem wir alles am besten übersehen konnten.

Es war Mitternacht. Alles Licht im Erdgeschoß war ausgelöscht. Der französische Kammerdiener schlief, oder that wenigstens so, wir hatten ihm aufgetragen, in dem Anrichtezimmer neben der Küche Nacht zu geben. Alle Uebrigen lauerten sich um das Feuer, plauderten im flüsternde und rauchten wie die Schornsteine.

„Ich will mal sehen, ob das Fenster im Bibliothekszimmer fest verschlossen ist“, riefste mir Herr Schönwetter zu, als die Uhr 11 schlug. „Vielleicht ver- suchen sie, da hineinzukommen.“

„Schwerlich“, sagte ich. „Das Fenster des Anrichtezimmers eignet sich besser. Bemühen Sie sich nicht, Herr Schönwetter, ich werde selber nach- sehen.“

Ich stieg hinunter. Das Erscheinen des Kammerdieners, der mir entgegenkam und mir zurief: „Alles in Ord- nung!“ beruhigte mich. Der Franzose war ein treuer Burche und gab gut Acht.

Um 2 Uhr waren beinahe alle einge- schlafen. Das heißt, Herr Schönwetter schnarchte und die Uebrigen nicken auf ihren Stühlen ein. Ich allein war noch im Vollbesitz meiner Wachsamkeit, und als der Wind einen Augenblick nach- lieh, und die Thüreknurr 43 schlug, hörte ich allein ein leises schärendes, krausendes Geräusch unten im Hause.

„Hörst! Was ist das?“

Augenblicklich wachte die Träumer auf. Meine Gefährten zogen die Re- volver hervor und spannten die Säbne. Herr Schönwetter ging auf Zehenspitzen nach der Treppe und lauerte. Das Geräusch wurde immer lauter; wir hörten Holz klirren. Mein Herz schlug heftig. O der alte Narr, der Benjamin.

„Was wollen wir thun?“ fragte einer meiner Gefährten, und ich sagte: „Laßt sie hereinkommen und ergreift sie oben auf der Treppe. Ich hoffe, der Kam- merdiener wird sie abfangen.“

Plötzlich kam dem Bankier ein Ge- danke.

„Ich will leise auf den Balkon gehen und sehen, was sie vorhaben“, sagte er, und ehe wir es uns versehen, war er fort und wir hörten die Balkontür geben.

Gleich darauf wurde ein Fenster ge- öffnet und die laute Stimme des fran- zösischen Schreie: „Räuber, Diebe!“ während der schnelle Pfiff der Polizeisten die Nacht- luft durchdrang.

In diesem Augenblick kam Herr Schönwetter von dem Balkon zurück. „Sie sind geflohen worden“, schrie er, „sie laufen auf die kleine Pforte im Garten zu. Laufen Sie ihnen nach, um Him- melswillen!“

Da ich entschlossen war, Benjamin auf keinen Fall zu verlieren, stürzte ich hinaus. Meine Kameraden folgten mir. Wie vorauszusagen war, trafen wir zwei Polizeisten, die nahe am Hause gemartet hatten. Nur Herr Schönwetter schien im Stande zu sein, die Richtung zu erkennen, die die Einbrecher genom- men hatten. Er rief laut: „Dabin, nach dem Gartendörchen! Laufen Sie ihnen nach, schnell, schnell!“

Augenblicklich wurde die Verfolgung allgemein. Die beiden Polizeisten pfliffen wie toll; meine beiden Gefährten, gute Läufer, rannten so schnell sie konnten. Nach ein paar Minuten blieb ich als Letzter mit Herrn Schönwetter zurück. Keiner von uns konnte gut rennen. Plötzlich rief er: „Halt! die Vorderthür ist völlig unbewacht!“

Seine Worte waren wahr und eines bedächtigen Mannes würdig. Ich stand augenblicklich still, ganz außer Athem und rief: „Kommen Sie zurück, lehren Sie um, vielleicht sind ein paar von den Spitzbuben im Garten.“ Ich wandte mich bei diesen Worten um und wollte zurücklaufen, als sich etwas ganz Ueber- natürliches ereignete. Auf irgend eine Weise verwickelten sich Herrn Schönwetter's Beine in die meinen und ich fiel zur Erde nieder. In diesem Augenblick wurde mir ein verketnetes Tuch in den Mund geschoben und der Lauf einer Pistole an meine Schläfe gedrückt. Herr Schönwetter selber blieb sie.

„Rege Dich, und es ist um Dich ge- schehen“, riefte er. Ich bemühte mich, aufzusehen, aber er schlug mich mit dem Lauf der Pistole schwer auf den Kopf, und bald bewußtlos, fühlte ich, daß ich gebunden und geknebelt wurde. Ich hörte Räuber rollen und wußte, daß die Diebe fortgefahren waren. Dann schwand mir die Sinne.

Am nächsten Tage erzählte man mir Alles. Herr Schönwetter war gar nicht aus Deutschland zurückgekommen. Das Telegramm, das den treuen Wilhelm nach Dover rief, war gefälscht. Die Diebe waren am Nachmittage in das Haus eingedrungen und hatten alle Werthsachen zusammengewepakt; während man dem vermeintlichen Einbrecher nachjagte, luden sie alles auf den Wa- gen. Herr Schönwetter war ein Ver- träger, Benjamin, sein französischer Kammerdiener.

Und ich war überlistet! Ja, mein Herr, das war das erste und letzte Mal, daß ich einem Spitzbuben auf den Leim ging!

Goethe über den Verlust der Schlacht bei Jena.

In einem Bächlein, Erlebnisse eines sächsischen Landpredigers in den Kriegs- jahren von 1806—1815“, das den Barrer L. W. Gottlob Schloffer zum Verfasser hat und seinerzeit in Leipzig erschienen ist, befindet sich ein Urtheil Goethe's über den Verlust der Schlacht bei Jena. Schloffer schreibt: „Im Frühlinge des Jahres 1807 wollte ich das Schlachtfeld besuchen, stieg den hohen, steilen Apolda'schen Berg hinauf, auf dessen Gipfel, der Windmühlen genannt, man Napoleon zu Ehren, oder vielmehr zur Aufnahme der vielen Besucher, ein kleines Tempelchen gebaut hatte. Als ich in dieses trat, fand ich darin den Geh. Rath v. Goethe, mit dem ich be- zugsam zu sein die Ehre hatte. Er kam mir mit seiner gewöhnlichen Freundlich- keit entgegen, und da er eben im Be- griffe war, einigen Franzosenzimmer, die er begleitete, den Verlust der Schlacht zu erklären, so vernahm ich Folgendes: „Als die Franzosen bemerkten, daß der Windmühlenturm nicht besetzt war, wagten es 20 Mann hinaufzuzuklimmen, um zu sehen, ob sie dort festen Fuß fassen könnten. Kaum hatten die preussischen Soldaten in dem gegenüberliegenden Dörfchen Allersdorf die Bemerkung, als sie auch ihren Rittmeister um die Gelände- richter hatten, diese Waagballe den Berg hinunterzuführen. Er wagte aber nicht, diese Gelände aus eigener Macht zu geben, sondern schickte nach Kapellendorf an den Feldmarschall Fürsten von Hohen- lohe-Jungingen. Dieser aber an den Oberfeldherrn, Herzog von Braun- schweig in Hassenhausen, und es kam ein Verbot zurück. Aus den 20 Fran- zosen waren inbessien 200 geworden. Neue Anfrage, neue Sendungen, neues Verbot. Nun hatten sich die 200 Mann zu einem starken Regimente vermehrt. Die Preußen brannten vor Begierde sie anzugreifen, der Fürst erhielt aber zur Antwort noch ein strengeres Verbot bei Verlust seines Kopfes; denn es sollten die Feinde durchaus nicht auf der Je- naischen Seite gereizt werden, um sie nach Hohenhausen zu ziehen, und dort „en bataille rangee“ nach alter preussischer Art zu schlagen. So waren denn die Franzosen bald in großer Masse oben auf den steilen Bergen, von denen sie leicht hätten können abgelaufen werden. Als der Fürst bald nach dem Be- ginn der Schlacht sehen mußte, daß er eine überlegene Macht gegen sich hatte, schickte er an den General Kämpel, welcher mit dem Befehle in den Gehölz Weibich vor Weimar stand, daß er ihm zu Hilfe kommen möchte. Aber Kämpel kam nicht, und so wurde er dreimal vergeblich aufgefordert. Um sich für eine würdige oder vermeintliche Zurück- setzung, die er früher im Kriege am Rhein vom Fürsten erlitten zu haben glaubte, zu rächen, wollte er die Schlacht verlieren lassen, um sie dann wieder herzustellen und den Ruhm allein zu haben. Als er endlich kam, fand er schon Alles in Flucht und Verwirrung, kommandirte: linke Schulter vor! Feuer! und war kaum zu überlegen, daß er Preußen auf Preußen schicken ließe. Der eingebildete Wiederbekämpfer der verlorenen Schlacht mußte mit den Ueblichen fliehen.“

Wie Klaus sächsischer Hofnarr wurde.

Einer der berühmtesten Hofnarren aller Zeiten war Klaus von Ranftel in Weizen, auch kurzweg Klaus Narr ge- nannt. Er diente in den Jahren 1486 bis 1532 vier Kurfürsten von Sachsen als lustiger Rath, und es sind von ihm viele hundert witzige Einfälle und Schwänke durch Legende oder geistliche Uebersetzung der Nachwelt erhal- ten geblieben. Höchst originell ist auch die Erzählung der Episode, wie Klaus und sein Valent vom Kurfürsten Ernst „entdeckt“ wurde. Als nämlich der Kur- fürst einst durch das Dorf Ranftel mit vielen Pferden und Wagen reiste, packte die Neugierde besonders stark den armen Gänsejungen Klaus, der sich einen Aufwurf und Marmor in den stillen Fluren noch nimmer gesehen. Nur besorgte er, daß wenn er so ohne Weiteres fortliege, Diebe die Gelegenheit benutzen würden, die seiner Obhut übergebenen Gänse zu stehlen. Da kam seinem klugen Kopf ein rettender Gedanke: Er steckte die jungen Gänse mit den Köpfen nebeneinander unter seinen Gürtel und nahm die alten unter den Arm. So aus- gerüstet traf er an der Stelle der Land- strasse ein, wo eben der staltliche Zug angelangt war. Dem Kurfürsten fiel sogleich der seltsame Klang auf, und prophetischen Blicks bemerkte er zu seiner Umgebung, daß hier ein echtes, ursprüngliches Talent zum Hofnarren zu erkennen sei. Der Kurfürst ließ des- halb den Vater Klaus rufen und frag ihn, ob er zufrieden wäre, wenn er seinen Sohn mit an den Hof nähme. Der Vater antwortete: „Sehr gern, gnädiger Herr, ich würde dadurch eines großen Verdienstes erlangen, denn der Junge ist mir nichts nütze; in meinem Hause macht er nichts als Unruhe und durch seine Possen wiggelt er das ganze Dorf auf.“ Daraufhin nahm der Kurfürst den hoferscheuten Klaus jun. zu sich, schenkte dem Bauern für die Gänse, welche der sein Vater ihm beigebrachte Hirt natürlich unter seinem Gürtel er- würgt hatte, manzige Gulden und machte dem Vater Klaus für die werthvolle Acquisition noch ein besonderes Gnaden- geschenk. Der Kurfürst hatte aber in Zukunft, ebenso wenig wie sein Nach- folger, die unter so seltsamen Umstän-

den getroffene Wahl zu bereuen, denn Klaus leistete dem Herrscherhause und dem Vaterland viel Erfreuliches durch seine unerhörte Wahrheitsliebe und besonders seinen ähnden Spott, mit dem er Heuchler und Schmarotzer er- barmungslos überzog.

Dies und dann.

Im Jahre 1793 war das französische Städtchen Billeneuve-sur-Yonne, oder wie es vor der Revolution geheißen hatte, Billeneuve-le-Roi, durch Trup- pendurchzüge so ausgefogen, daß nur noch für fünf Tage Lebensmittel vor- handen waren. Der Stadtrat beschloß daher, zwei Deputirte nach Paris zu schicken, und dort bei der Proviandkom- mission um Getreide zu bitten. Es wurden als gute Redner die Bürger Lombard und Ghatouffeillet damit beauftragt. Beide übernahmen diese Aufgaben nur ungern, denn es war damals zwar leicht in der Hauptstadt zu gelangen, aber wieder herauszukom- men, das hatte man damals keine Schmie- rigkeiten. Ablehnen durften sie inessen auch nicht, um nicht als „verdächtig“ zu erscheinen. Sie begaben sich also leu- send nach Paris und traten, da sie lei- sendwegs Lust hatten, lange in der Stadt herumspazieren, sofort vor das Konventsmitglied Goujon mit ihrem Anliegen hin. Erwartungsvoll lau- schten sie der Antwort. Diese ließ lange auf sich warten. Eingebend mußte Goujon die beiden Abgeordneten, die kräftige, starke Männer waren, dann brach er zürmend in die Worte aus: „Sie, meine Herren, brauchen Nah- rungsmittel? Wenn man so hübsch und ist wie Sie, da schreit man nicht nach Brot!“ Die beiden Billeneuwer überließ es kalt. Schon sahen sie sich auf der Guillotine. Denn „Sie“ und „Herr“ genannt zu werden, das war damals so viel wie ein Todesurtheil. Entrückt wandte ihnen Goujon den Rücken; sie aber eilten unverzüglich nach Billeneuve zurück, und erst als sie Montreaux erreicht hatten, ließ ihre Todesfurcht ein wenig nach.

Der Rath des in der Nähe befind- lichen Auxerre, welches gleichfalls stark unter den Revolutionsschrecken gelitten, hatte die Absicht, in Paris wegen Ge- treidelieferungen ebenfalls vorstellig zu werden. Als nun das Mißgeschick der Stadtväter lugerweise Umschau nach den wenigst beliebten unter ihren Mit- bürgern. Die Herren Greau und Brota, auf welche die Wahl fiel, wurden als die schlauesten Bürger be- funden. Klapperdär, wie sie waren, kamen sie in Paris an. Zitternd standen sie vor Goujon und erklärten ihr Anliegen. Wohlgefällig ruheten der Blick des allmächtigen Konventsmitgliedes auf ihnen. „Das läßt ich mir gefallen“, sagte er, „auch sieht man den Mangel an jedem Gliede eures Körpers an, Bürger; ihr sollt Lebensmittel haben, so viel ihr begehrt!“

Rubens und sein Schüler.

An einem Vormittag des Jahres 1619 wurde in Antwerpen der berühmte Maler Rubens plötzlich zu einer längeren geschäftlichen Bepredung aus sei- nem Atelier abgerufen, während meh- rere seiner Schüler arbeitend daselbst zurückblieben. Es währte nicht lange und die jungen Leute benutzten die Abwesenheit des verehrten Meisters, um seine Schöpfung einer ungehörten Betrachtung und Kritik zu unterziehen. Besonders zog das große, noch unvol- lendete Portrait einer Dame in Lebens- größe, an welchem der Künstler ge- rade gearbeitet, ihre Aufmerksamkeit auf sich. Plötzlich machte der eine der jungen Leute in seinem Eifer eine etwas lebhaftere Be- wegung und wüßte dabei mit dem Ro- garmel die rechte Hand der Dame, welche der Meister soeben vollendet hatte, aus. Nun war der Schrei groß und guter Rath theuer. Endlich machte einer den läßlichen Vorschlag, der Altentäter, welcher als der geschickteste unter ihnen galt, möchte selbst versuchen, ob er das Ausgewählte wieder herstellen könne. Nach einigem Bangen und Sträuben, versuchte es nothgedrungen der junge Maler, und siehe da, es gelang ihm annehmend so gut, daß man ziemlich beruhigt dem Kommenden entgegen sah. Als nun der Meister am andern Morgen in Gegenwart seiner Schüler seine Arbeit vom vorigen Tage besah, sagte er verärgert: „Die rechte Hand ist nicht das Schlimmste, was ich gestern ge- macht habe!“ Der Künstler erfuhr bald darauf den Sachverhalt und lagte herzlich darüber. Der junge Schüler aber, dem dieses Mißgeschick passirt war, war niemand anders als van Dyk.

Kurz gefaßt.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahr- hunderts kommandirte der Obergeneral Serschim ein harter und überaus hoch- muthiger Mann, die Armees der Repu- blik Polen. Eines Tages kam er aus seiner Wohnung in Warschau in das Vorzimmer, wo sich der dienstthuende Offizier befand. Der General hielt diesem die gekopfte Tabakspitze hin und rief in beschleunigtem Tone: „Feuer!“ Der Offizier, ein Mann von hochfinniger Denkart, beleidigt durch das Auftreten seines Vorgesetzten, schätzte aus dem Zimmer und rief der Schild- wache zu: „Feuer!“ Augenblicklich legte diese die Lunte an die beiden vor- der Wohnung des Generals befindlichen Geschütze und brannte sie los, so daß die

Feuerschreie zu springen drohten. Hierauf lehrte der Offizier mit ruhiger Miene in das Vorzimmer zurück, wo ihm der General mit zornglühendem Gesicht entgegentrat: „Was soll das be- deuten, Herr Lieutenant?“

„Ich ließ die Wache aus den Ge- schützen Feuer geben“, antwortete lähn der Offizier, „ein anderes Feuer lenne ich nicht!“

„Ginst spielt ich mit Zecpter.“

Es war im Jahre 1837. Auf der Leipziger Bühne sonden die Proben zur erstmaligen Aufführung der Oper „Jar und Zimmermann“ statt. Der Kapell- meister Stragmayer, der das Orchester dirigirte, zog ein bedenkliches Gesicht, als das Jarenlieb begann, und fragte die Betheligen, ob es nicht vielleicht besser sei, das Ding fortzulassen, weil es dem Charakter des Jaren wider- streite, so sentimental sei und die Hand- lung aufhalte. Der Baritonist Richter, der den Jar singen sollte, hatte gegen die Streichung nichts einzuwenden; Vorping ärgerte zwar, da er der Zuver- sichtigkeit war, das Lied werde doch seine Wirkung ausüben. Da aber die Mehr- heit auf der Seite der Zweifler stand, beschloß er sich, nahm den Rothstift und schrieb an den Rand: „Bleibt weg!“ Nach heute ist in der ersten Violinflimme der genannten Oper der erwähnte Ver- merk zu finden.

Bei der zweiten Aufführung wagte man inbessien den Versuch dennoch. Richter sang das Lied und erlang mit ihm einen immensen Erfolg. Von da ab mach! das Lied die Reise um die Welt.

Der „Bräutigam.“

Im Mittelalter wurden Gewalt- thätigkeiten, wenn sie auf einer Bräute verübt worden waren, vielfach strenger geahndet, als wenn sie anderswo vorge- kommen und so war Brauch, sichtbare Zeichen aufzustellen, um vor der Berei- gung des „Bräutigams“ zu warnen. So stand auf der jetzt etwas über sechs Jahrhunderte alten Augustusbrücke zu Dresden eine Säule mit daraufge- setztem heinemeren Würfel, auf dessen dem Bräutigam zugewandter Seite eine von einem Weibe abgebaute Hand dar- gestellt war, wodurch deutlich verstanden wurde, daß jeder, der den Bräutigam- dienste brähe, der rechten Hand verlustig sein solle. Dieses alte Wahrzeichen ist lange erhalten geblieben; im Jahre 1547 wurde es renovirt und erst im 18. Jahrhundert beseitigt.

Der Schwereöther.

„Nun, wie war's gestern auf dem Ball, Herr Lieutenant?“

„Bin nicht lange geblieben — nur durch die Herzen der jungen Damen so 'n bißchen durchgebummelt!“

Sächsisches Radler-Epigramm.

Nich jammer's dählich, frieh und schäd — Vor Wehmuth wech' ich weinen — Wenn alte Schacheln auf'n Rad So trampeln mit den Beenen.

Höchste Respectsperson.

Die zehnjährige Elsa erkundigt sich bei ihrer Mama, wie ihr die gefrige Abend-Gesellschaft bekommen.

Mama: „O, sehr gut, mein Kind!“

Elsa: „Und wen hattet Du als Tischgespräch?“

Mama: „Deinen Schuivorf- stand, den Herrn Direktor!“

Elsa (traurig): „Arme Mama, was für eine Angst mußt Du den ganzen Abend ausgestanden haben!“

In der Herrensung.

Der Herr Professor überascht auf dem Heimweg von der Vorlesung ein harter Regenguß. In Gedanken ver- lungen, bemerkt er erst vor seiner Haus- thür, daß es regne. Rasch öffnet er den Schirm, und während er die Treppe hinausstiegt, murmelt er: „Merkwür- dig, merkwürdig, gerade, wenn ich den Schirm öffne, hört es auf zu regnen!“

Sein Heirathsvermittler.

„Sehen Sie, diese Dame ist bid- schön, wirtschaftlich, verständig; sie be- steht überhaupt alle Augen, die man von einem Weibe verlangt, aber sie hat kein Geld!“

„Also doch eine Untugend!“

Zur Verheirathung.

Du sollst nach Waffentrubm nicht dür- sten — Die Friedenspalme pflanzen und pfü- den: Des Krieg's Beginn steht bei dem Fär- sen, Des Krieges Ausgang bei dem Glük.

Moderne Dienstboten.

Hausfrau: „... Also ich nehme Sie in meinen Dienst!“

Dienstmädchen: „Mein Compliment zu Ihrem Gesichtsmaß, Madam!“

Glük.

Was Glük ist? Wer das sagen kann, Dem ward es noch nicht geboren; Und wer, was Glük ist, sagen kann, Der hat es schon wieder verloren.

Schlau.

Mann: „Warum willst Du den Hut nicht mehr tragen? Alle meine Freunde finden Dich entzündet in demselben!“

Frau (liebenswürdig): „Dann sollst Du mir ja gerade einen neuen tau- fen. ... ich will andern Männern nicht gefallen!“

Der Basenbaten.

Jängst bracht ich für den Abend- schmaus, Nach junger Gatten Weife, Ein festes Oßchen mit nach Haus, Weil's meine Lieblingspeife.

Zwar hatt' ich noch nicht viel geseh'n Von Emma's Rindenthaten, Doch dacht' ich mir: „Es wird schon geh'n!“

Und das sie, es zu braten.

Der Abend kam. Ich bracht' erfreut Was schüß mit zum Raschen Und wollt' in vollster Thätigkeit Mein Schöpfchen überalden.

Leif' trat ich ein — da lag der Haf' — O Glük der Flitterwochen! Ihm gegenüber vis-a-vis mein Weib- geb'n! —

Stumm bunte ich mich über sie Und meine Augen lasen Die Aufschriftsworte: „Glegie Auf einen toden Hafen.“

Hausbelegter-Schlauheit

Ein Miether läßt seine Wohnung mit neuen Tapeten versehen, die Böden und Fenstern streichen, kurz gänzlich erneuern. Nachdem das geschehen war, erscheint der Wirth bei ihm und freiget ihn nicht unbedeutend.

„Warum streichen Sie mich?“

„Weil Ihre Wohnung nun in Stand gesetzt worden ist.“

„Ja, das habe ich auf eigene Rech- nung gethan!“

„Das ist doch gleich. Als ich Ihnen die Wohnung vermietete, war sie ganz vernachlässigt, da verlangte ich weniger; jetzt, wo sie in Ordnung gebracht ist, kann ich sie nicht mehr so billig ab- geben.“

Der Neukat in Verlegenheit.

Rittmeister (nachdem der Herr Oberst der Infanterie beigegeben): „Rufschte, kommen Sie mal her! ... Rufschte, mein Sohn, warum lachen Sie immer- fort während der Infanterie?“

Rufschte: „Herr Rittmeister, hat Herr Lieutenant gesagt, sollen wir lachen, wenn macht Herr Oberst Wig; hab' ich nicht gewußt, wenn Herr Oberst macht Wig' und so hab' ich lieber immer gelacht!“

Nicht anders denkbar.

„Hän Se, Herr Hausmann, Sie sein also auch aus Dräsen?“

„Allerdings; aber woher wissen Sie das?“

„Na, Se han sich ja ins Fremden- buch als Hausmann a. D. einge- schrieben!“

Aus der Zeit der Kleinstaaterei.

Erster Fremder: „Hat das Färken- thum ein entwickeltes Bahnnetz?“

Zweiter Fremder (der das Land bereits kennen gelernt hat): „Ja freilich, die zwei wichtigsten Orte sind durch eine Regelbahn — mit einander verbunden!“

Rade.

Fräulein Kellisch (nach langen Jah- ren eine Freundin wiedersehend): „Apropos, erinnern Sie sich noch des jungen Herrn Zabel, der Sie immer wegen Ihrer rothen Haare netzte? Haben Sie sich denn wenigstens für seine Händeleiten reuandert?“

Freundin: „Gewiß, ich bin ja schon seit sechs Jahren mit ihm verhei- rathet!“

Nach und nach.

Fremder: „... und was wurde dann zuletzt aus Ihrem Vater?“

Bauer: „Ja, er war immer als Kreiber bei den Jagden von Herrn Baron, und da haben's ihn halt so nach und nach todgeschossen.“

Drohung.

Studiosus (zu seinem Schneider, der ihn auf der Straße attackirt): „Wenn Sie es noch einmal wagen, mich auf der Straße anzuspöchen, dann lerne ich — Radfahren!“

Ein Hereinfall.

„Wenn Du meinst, daß Deine Wirthin nicht ganz ehrlich ist, so stelle sie mal auf die Probe und lege Mor- gens ein Zehn-Markstück auf den Tisch!“

„Das hab' ich gethan!“

„Und hat sie's fortgenommen?“

„Ja... aber nachher lag eine quirit- terte Rechnung da über einen halben Monat Miethe!“

Sie gibt nicht nach.

Frau (merkwil): „... Den Haus- schlüssel? Nie!“

Mann: „Aber, Weibert, wehst Du nicht ein, wie ich verpöppet werde und wie man über Dich schimpft, wenn ich gesehen muß, daß Du mir ihn verwei- gert!“

Frau (nachdenklich): „Du hast Recht! Da hast Du den Zimmere schlüssel. Sagst einfach, Du habest ihn verwech- selt, wenn er das Hausthor nicht sperrt!“

Schlimmes Zeichen.

„... Ach, meine Gnädige, die Da- men altern viel früher als die Männer! Auch nimmt ihr Gedächtniß sehr früh ab!“

„Das müßte denn doch be- w e i s e n werden!“

„Sogleich! Schon eine dreißigjährige Dame erinnert sich meistens nimmer, wie alt sie ist!“